

Beitrag zum Kohäsionswochenende des

CNSS Clausewitz-Netzwerks für Strategische Studien e.V.  
an der Führungsakademie der Bundeswehr und der Universität Potsdam

am 13. 10. 2019

Vortrag:

**Ist die westliche Zivilisation böse?**

**Ein Vergleich mit Asien**

von

Diplom-Volkswirt Leander L. Hollweg

„Wenn du dich selbst kennst, und wenn du deinen Gegner kennst, so wirst du aus hundert Schlachten stets siegreich hervorgehen.

Kennst du dich selbst aber nicht, und kennst du deinen Gegner nicht, so ist dein Untergang gewiss“

Sun Tzu,  
Chinesischer General, Philosoph und Militärtheoretiker,  
um 500 v. Chr., im Staate Wu

---

## Warum halte ich diesen Vortrag?

Die Zunahme des Warenaustauschs zwischen den Anrainerstaaten des Pazifik und der seit den 1980iger Jahren erkennbare wirtschaftliche Aufstieg zunächst Japans, dann der sogenannten Tigerstaaten und Chinas führte zu der verbreiteten Annahme, das 21. Jahrhundert werde „das pazifische Jahrhundert. Die Kontrolle der pazifischen Seewege und deren Zufahrtslinien über den indischen Ozean werden damit zur wichtigsten geopolitischen Herausforderung für alle betroffenen Mächte bzw. ein Grund für Rivalität. Es besteht die Gefahr, dass Deutschland und die EU in daraus resultierende Konflikte hineingezogen werden. Dies kann zu schwierigen Bündniskonstellationen führen oder sogar zu einer globalen Konfrontation in Form eines neuen grundsätzlichen „Ost-West-Konflikts“ zwischen „Asien“ und „dem Westen“, in dem kulturelle Unterschiede akzentuiert und schließlich konfliktverschärfend instrumentalisiert werden. Kenntnis und Verständnis dieser kulturellen Unterschiede insbesondere Chinas und Japans sind die Voraussetzung dafür, um in denkbaren Konfliktszenarien außenpolitisch und ggfs. auch militärisch handlungsfähig zu sein.

Wenn wir als Bürger eines Landes etwas zu verteidigen haben, dann ist es unsere Kultur, unsere Art zu leben. Der Schutz der materiellen Güter – Land und Grenzen, Produktionsanlagen, Vermögenswerte – ist nur das Mittel dazu.

„Die Geschichte ist eine Geschichte von Klassenkämpfen“ hieß es 1848 im Kommunistischen Manifest von Karl Marx. „Die menschliche Geschichte ist die Geschichte von Kulturen,“ formuliert dagegen 1996 Samuel Huntington in seinem Werk „Der Kampf der Kulturen.“

Die Wahrnehmung des radikal Anders-artigen, des Abzulehnenden, ist eines der wichtigsten Merkmale, an denen Kulturen sich scheiden und unterscheiden.

In manchen anderen Sprachen, etwa dem Japanischen, gibt es den Begriff des Bösen zwar nicht, denn er hat seine Wurzeln im christlichen Verständnis von Sünde und in der aus dem persischen Raum stammenden manichäischen Lehre. Aber das Gefühl der Ablehnung des Fremden, das gibt es in jeder Kultur. Das radikal andere und der andere, der Gegenentwurf zur eigenen Lebensweise, das ist überall das Böse. Insofern ist die Frage des Titels meines Vortrags „Ist die westliche Zivilisation böse?“ zunächst einmal schnell beantwortet: „Die westliche Zivilisation ist in den Augen aller anderen großen Kulturen „böse.“

Um zu verstehen, warum wir in den Augen der anderen Kulturen böse sind, müssen wir daher zunächst unsere eigene Kultur besser verstehen und ihre Eigenheit begreifen.

Wer also sind WIR?

Warum sind WIR geworden, wie wir sind? Warum und in welcher Weise sind die Anderen anders?

Wer und Wie sind unsere „Gegenüber“ (um nicht von vornherein von Gegnern oder gar Feinden zu sprechen)?

Kulturen entstehen in der Geschichte. Sie sind nichts Feststehendes. Sie fußen auf den natürlichen Gegebenheiten eines Landes, auf dem Klima, der Geografie, den Bodenschätzen, und damit den grundlegenden Gegebenheiten zur Produktion des Lebensunterhalts. Aber sie entwickeln und sie wandeln sich in der Geschichte, abhängig von den konkreten Ereignissen, den Kriegen, Siegen und Niederlagen, der Wanderungsbewegung von Völkern, der Entwicklung der Technik, den politischen Systemen, Philosophie und Religion.

Wie ein Volk ist, das ist es also in der Geschichte geworden. Geschichte wird überliefert durch die Familie, durch die Erziehung der Kinder. Dabei sind es nicht Geschichtszahlen und Bücherwissen, sondern Werte und Verhaltensweisen, die anerzogen und von Generation zu Generation weitergegeben werden. Deshalb hat die Geschichte einen langen, einen sehr, sehr langen Arm. Sie prägt das, was wir in Summe verschiedener Verhaltensaspekte als „Kultur“ bezeichnen.

Ich möchte mit Ihnen die Anstrengung unternehmen, diesem Einfluss im Schnelldurchlauf nachzuspüren, zunächst für Deutschland und Europa.

Ich wage die These, dass es vor der heutigen Kultur der Moderne in Europa eine ganz andere Kultur gab, und dass es Ende des 11./ Anfang des 12. Jahrhunderts zu einem bedeutsamen Bruch kam.

Denn in der Mitte Europas herrschte über Jahrhunderte zuerst die Kultur der Antike.

Diese Kultur betonte die Unveränderlichkeit des Weltgeschehens. Die Welt ist eine Bühne, auf der ewiglich das gleiche Stück in neuen Versionen gespielt wird. Das ist die Botschaft der vorchristlichen griechischen Antike. Die Welt ist bestimmt vom Wirken der Götter, im Christentum vom Willen des einen Gottes. „Das Weltgeschehen ist ein Kreislauf, der in Gott beginnt und in Gott endet,“ heißt es entsprechend bei dem Kirchenlehrer Johannes Scotus im 9. Jahrhundert. Der Musiker Al Stewart hat eine passende Verszeile hierzu geschrieben:

„Oh, the more it changes - the more it stays the same.

Under hand it rearranges - the players and the game.“

Übersetzt:

Je mehr sich alles ändert, um so mehr bleibt es sich treu

hinterrücks kehren alle wieder – Spieler und Spiel sind niemals neu.

In dieser Welt ist der Mensch fest gebunden an ein vorherbestimmtes Schicksal, wie es die Tragödie des Ödipus beschreibt. In der christlichen Welt des Frühmittelalters, die sich im Gefolge der Völkerwanderung aus den Trümmern des römischen Reiches erhebt, ist dies im Grunde nicht anders. In der Gesellschaft des Frühmittelalters lebt der Mensch vollständig im Schatten des dreieinigen Gottes. Ein anderes Leben ist nicht möglich. „Domini sumus“ (das Motto der evangelischen Militärseelsorge) übersetzt sich in dieser Gesellschaft nicht (wie in der Einladung zu dieser Tagung geschehen)– mit „Wir gehören zum Herrn“. Lateinisch korrekt ist Domini die Genitivform. Die korrekte Übersetzung lautet daher - : „Wir sind des Herren, - wir gehören dem Herrn.“

Die christliche Theologie ist in dieser Zeit durchdrungen vom griechischen Platonismus. Danach sind die konkreten Erscheinungen nur die Abziehbilder ursprünglicher Ideen des Schöpfergottes.

Aus dem Text der Apokalypse meinte man ableiten zu können, dass die Welt Tausend Jahre bestehen sollte, bevor der Weltenrichter erscheinen würde, um das Böse vom Gottgefälligen zu scheiden. Doch die Offenbarung des Johannes lässt offen, ob das Millennium mit der Geburt Christi oder mit der Kreuzigung begonnen hatte. Auch waren Theologen aufgetreten, die den Untergang der Welt für einen sehr viel früheren Zeitpunkt errechnet hatten. So lebten Generationen bereits vor der Jahrtausendwende mit der Angst, die Apokalypse könne sich in ihrer Lebenszeit ereignen. Daher versuchten die Menschen vor allem, das eigene Seelenheil zu retten. Auch der deutsche Kaiser Otto III., der zur ersten Jahrtausendwende lebte, wurde von den religiösen Strömungen seiner Zeit erfasst. Er empfand sich als den „Endzeitkaiser“, von dem die Apokalypse berichtet. Durch Askese und Kasteiungen versuchte er, die Gnade Gottes zu erlangen und war bestrebt, seine Politik gottgefällig zu gestalten. Um hinsichtlich des Weltuntergangs auf Nummer sicher zu gehen, zog er in der Nacht zum ersten Januar 1001 mit seinem gesamten Hofstaat auf die Wiese vor seiner Burg und betete um Erlösung.

Tausend Jahr später, bei der zweiten Millenniumswende, sorgten wir uns nicht mehr um Himmel oder Hölle, sondern nur noch um den Stromausfall und einen ausreichenden Vorrat von Kerzen und Batterien.

Dass es mit dem Weltuntergang Ende 1000 nichts wurde, war aber wohl nur die geringste Erschütterung der christlichen Welt im neuen Millennium. Immer erbitterter und immer öfter stehen sich nun Kaiser, Könige und Kirche nicht nur einander stützend, sondern auch feindselig gegenüber. Dabei berufen sich die

Monarchen auf das Prinzip des Gottesgnadentums, das sie auf den Thron berufen habe. Die Päpste verstehen sich als Nachfolger des Apostels Petri und Stellvertreter Gottes auf Erden und leiten daraus auch einen umfassenden weltlichen Machtanspruch ab. Der Streit dreht sich besonders um das Recht, Bistümer zu gründen und Bischofstitel zu verleihen. Im Jahr 1053 zerbricht darüber die Einheit der christlichen Welt: die oströmische, fortan orthodoxe Kirche, spaltet sich vom römischen Papsttum ab. Neben nicht zu vereinbarende Herrschaftsansprüche tritt ideologischer Streit um die Natur des Heiligen Geistes und die Dreieinigkeit Gottes. War dies anfänglich nur eine Debatte um die richtige Auslegung der Evangelien und die Rechtmäßigkeit eines Konzilsbeschlusses, so schaukelt sich die Debatte auf zu einer einem monströsen „Universalienstreit“.

Johannes Roscellinus von Compiègne stellt die platonische Weltansicht grundsätzlich in Frage: Die Begriffe und Ideen hätten keine ursprüngliche Realität, es seien nur vom Menschen erfundene Worte. Entsprechend sei der dreieinige Christengott keine Einheit, sondern es handele sich um drei Einzelgottwesen. Zwar wird Roscellinus zum Widerruf gezwungen, aber der Universalienstreit hört danach trotzdem nicht mehr auf. Aus dem Morgenland und dem Spanischen Cordoba, in dem sich die arabischen Mauren festgesetzt und eine Art Universität gegründet haben, sickern langsam bis dahin unbekannte Schriften des Aristoteles in die Studierstuben der Theologen. Der französische Mönch Petrus Abälardus – Pierre Abélard, er lebte von 1079 bis 1142 – präsentiert schließlich als vorläufige Lösung die Formel „universalia in rebus“: Die platonischen Ideen fänden sich IN den konkreten Einzeldingen wieder. Für Gott gebe es ideale Urbilder seines göttlichen Geistes VOR den konkreten Erscheinungen, für den Menschen seien diese Urformen durch die göttliche Gabe der Vernunft aus oder NACH den Einzeldingen ableitbar, weil sich ihr ideales Wesen eben IN den Dingen wiederfindet. Dieser Kompromiss klingt wunderbar harmonisch, aber er

barg tatsächlich eine gewaltige Sprengkraft in sich: Denn von nun an tritt die Vernunft an die Seite des Glaubens: Das Wirken Gottes in der Welt soll vom Gläubigen erkannt, nicht einfach bedingungslos geglaubt werden. In seiner Selbstbiographie sagt Abälard: „Ich befasste mich zunächst damit, das Fundament unseres Glaubens selbst durch menschliche Vernunftgründe fassbar zu machen. Zu diesem Zwecke schrieb ich eine Abhandlung „Über die göttliche Einheit und Dreiheit“. (Da haben wir wieder das schismatische Grundthema!) für den Gebrauch meiner Schüler, die nach vernünftigen Gründen verlangten und nicht bloß Worte hören, sondern sich auch etwas dabei denken wollten. ... Man könne doch nichts glauben, was man nicht vorher begriffen habe; es sei lächerlich, wenn einer etwas predigen wolle, was weder er selbst noch seine Zuhörer mit dem Verstand fassen könnten; das seien die blinden Blinden, von denen der Herr spreche.“

Von da an wird Gott eine Angelegenheit der Erkenntnis, und von der richtigen Erkenntnis zu einer Frage der richtigen inneren Einstellung zu dieser Erkenntnis. Diese frohe Botschaft hatte eine ungeheure soziale Auswirkung:

*Der Mensch ist frei*, frei von der Endgültigkeit des Todes (durch Christi Auferstehung) und frei, Gott zu erkennen und sich bewusst für Gott zu entscheiden. Kein Kismet bestimmt unser Schicksal wie im Islam. Die zeitlose Betrachtung eines Kosmos, im dem sich ewig alles nur wiederholt und neu arrangiert, das ist vorüber. Das war – einst - die Weltsicht: Die „Antike“<sup>1</sup> ist vorbei!

Befreit zu einem Leben echter Entscheidung wird jetzt Geschichte möglich:  
Fortschritt wird gemacht!

Und so heißt es dann schon beim zweiten Kreuzzug nicht mehr allein „Deus vult!“ – Gott will es! – sondern der Appell richtet sich an die *freie Einsicht der Kaiser, Könige und Fürsten*:

---

<sup>1</sup> Vergl.: Aristoteles, „Über die Welt“

„>Was willst Du Christus dafür geben<, ruft Kreuzzugsprediger Bernhard von Clairvaux am Weihnachtstage 1146 Kaiser Konrad und seinen Fürsten im Dom zu Speyer zu, >dass er Dir die Königskrone, Gesundheit und Reichtum gegeben hat?<“.<sup>2</sup> Kaiser Konrad ergreift erschüttert Kreuz und Schwert....

Gottgefällig zu leben ist damit keine unabweisbare Notwendigkeit mehr. Für den Christenmenschen ist das zwar ratsam, aber als Mensch hat er die Freiheit zu anderer Gotteserkenntnis, zur Abwendung von Gott, ja selbst zur Gottesfeindschaft.

Dass ihm dies bis in die Neuzeit hinein Verfolgung als Häretiker und Ketzer bescheren kann, ist eine andere Sache. Schon entstehen im Übergang zum 13. Jahrhundert große ketzerische Bewegungen wie die Waldenser, die Katharer und die Albigenser, die gewaltsam ausgelöscht werden. Das ist jedoch kein Gegenargument zu der weltanschaulichen Befreiung, die das christliche Europa zu dieser Zeitenwende erfährt. Dieser emanzipatorische Aspekt des Christentums wird meines Erachtens von vielen Kritikern der katholischen Kirche übersehen, die einseitig die repressiven Züge dieser Religion im Mittelalter und der frühen Neuzeit (Inquisition, Hexenverfolgung) betonen. Im Übrigen verstanden die Inquisitoren ihre Tätigkeit als eine Mission zur Rettung der Seele ihrer Delinquenten vor der ewigen Verdammnis, folglich als Wohltat gegenüber ihren Opfern.

Zur Mitte des 13. Jahrhunderts können wir dann in den Schriften des Universitätstheologen Thomas von Aquin den Schlussakt des ersten Teiles europäischen Erwachens besichtigen. In seiner Summa Theologica, der Zusammenfassung höchster Wahrheit, – betont der Meister der mittelalterlichen Scholastik den freien Willen des Menschen. Aus der Abélard`schen Erkenntnis „Universalia in rebus“ wird „Deus in rebus“: Gott findet sich in allen Dingen, ein göttlicher Funke ist also auch im Menschen selbst. Thomas lehrt:

---

<sup>2</sup> Brüggelboes, Wilhelm: a. a. O. S. 111; sowie Eickhoff, Ekkehard: „Kaiser Otto III: Die erste Jahrtausendwende und die Entfaltung Europas“, Verlag Klett-Cotta, 1999,

„Jedes Geschöpf strebt nach Erreichung der eigenen Vollkommenheit, die eine Ähnlichkeit mit der göttlichen Vollkommenheit und der göttlichen Gutheit ist.“<sup>3</sup>

Ihr mögt euch fragen, warum ich diese alten Geschichten so ausführlich erzähle. Nun, es geht mir darum zu zeigen, dass sich die Kultur der Völker im Zeitablauf entwickelt und dass sich eine Kultur, ausgehend von lange gepflegter Tradition, doch auch radikal wandeln kann. Aus kleinen Rissen im Gebäude dieser Traditionen können systemsprengende Brüche werden. Und ich möchte gleichzeitig auch die besondere Kontinuität aufzeigen, die in unserer modernen europäischen Kultur selbst noch den Atheisten mit der christlichen Lehre verbindet.

Denn das ist das eigentliche Kulturthema des neuzeitlichen Abendlandes: Die Ausschöpfung der im Individuum liegenden Möglichkeiten, die Entwicklung des von Gott oder der Natur dem Menschen gegebenen Potenzials: es geht um die „Selbstverwirklichung“!

Bis in unsere Tage wird dieses Motiv in immer neueren und radikaleren Versionen durchgespielt:

„Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch Deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte.“<sup>4</sup> (Kant)

„Über sich selbst, über den eigenen Körper und Geist, ist das Individuum souverän.“<sup>5</sup> (J. St. Mill)

---

<sup>3</sup> Aquin, Thomas von: „Texte, Gott und seine Schöpfung, Summa theologica“, S. 84 (44. Frage, 4. Artikel: „Ist Gott die Zielursache von allem?“)

<sup>4</sup> Kant, Immanuel, „Grundlegung der Metaphysik der Sitten“, S. 51 <BA 52>

<sup>5</sup> Mill, John Stuart: „On Liberty“, S. 69. Engl. Original: „Over himself, over his own body and mind, the individual is sovereign.“

„Der Mensch muss sich, gleichsam in beständiger Schöpfung aus dem Nichts, zu dem machen, was er ist. Er ist zur Freiheit verurteilt. Das ist der erste Grundsatz des Existenzialismus.“<sup>6</sup> (Sartre)

Und aus Amerika hallt es mit John Dewey zu den europäischen Philosophen zurück: „Jetzt (in den 1930er Jahren) wünsche ich mir mehr denn je zu unterstreichen, dass die Individuen die entscheidenden Elemente des Lebens in der Gemeinschaft sind.“<sup>7</sup>

Zuletzt hat der deutsche Philosoph Gerold Prauss – einen „schwindelerregenden Systementwurf“ – so das Urteil der FAZ – über die Welt und uns vorgelegt, der mit „Intention Selbstverwirklichung“ überschrieben ist: <sup>8</sup>„Die Sinnproduktion macht das Wesen des Menschen aus. ... Das Selbst bringt sich in dieser Tätigkeit erst hervor. Es hat nur so die Möglichkeit, zu sich zu kommen. ... Selbstverwirklichung ist also das, worauf Individuen stets und vor allem aus sind.“

Vom reinen Himmel der Ideen und des theologisch-philosophischen Disputs ist diese Botschaft von der freien Entfaltung des Einzelnen nicht gefallen. Sie hat ihre Entsprechung in der realen Herausbildung der freien Bürgergesellschaft. Diese Entwicklung begann zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert in ganz Europa mit einer außerordentlichen Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität, der schrittweisen Ablösung direkter Abhängigkeit der Bauern von ihren Grundherren und dem Aufstieg der Städte. Im frühen Mittelalter war die wirtschaftliche Tätigkeit vorwiegend auf Selbstversorgung ausgerichtet. Mit dem 11. und

---

<sup>6</sup> Aussage zitiert nach: Störig, Hans-Joachim: „Kleine Weltgeschichte der Philosophie“, Kapitel VIII Existenzphilosophie, 3. Der französische Existenzialismus“, S. 295; Vergleiche auch das Originalzitat in Sartre, Jean-Paul: „Drei Essays – Ist der Existenzialismus ein Humanismus?“, S. 11: „Der Mensch ist, wozu er sich macht. Das ist der erste Grundsatz des Existenzialismus“.

<sup>7</sup> Zitiert nach Marcuse, Ludwig: „Amerikanisches Philosophieren“, S.136

<sup>8</sup> Prauss, Gerold „Die Welt und Wir, Band I/1: Sprache – Subjekt – Zeit“; zitiert nach der Rezension in der FAZ vom 6. Juni 1991, Seite 10

12. Jahrhundert entwickelt sich die Ökonomie zu einer immer stärkeren Tauschwirtschaft mit Handel von Stadt zu Stadt.

Die freien Städte im Westen Europas beruhen wiederum auf dem wichtigsten und dauerhaftesten Erbe des antiken römischen Imperiums, der kommunalen Selbstverwaltung und den militärisch-strategisch erfolgten Stadtgründungen.<sup>9</sup> Denken Sie etwa an die Stadt Köln, das alte Römerlager Castra Colonia. In Deutschland kamen die Römer etwa bis zur Elbe und zur Donau.<sup>10</sup>

Entsprechend teilten sich die Wege der Geschichte an den alten Grenzen des römischen Reiches in späteren Jahrhunderten immer wieder.<sup>11</sup> Ab Mitte des 14. Jahrhunderts, nach der großen Pest, kam es zur Wende in der Leibeigenschaft und der Selbstständigkeit der Städte: Westlich der Elbe, in der Nähe der seit römischer Zeit gewachsenen städtischen Zentren, wurde die Fronarbeit durch Naturalrenten, Pachten und Zinsdarlehen ersetzt. Bauern und Bürger erkämpften sich Schritt für Schritt immer größere Freiheiten. Wo absolutistische Herrscher nach dem Westfälischen Frieden von 1650 Religions- und Gedankenfreiheit wieder zu unterdrücken versuchten, fanden sich Wege zur Auswanderung in die Neue Welt, nach Amerika. Dort anerkannte die amerikanische Verfassung von 1776 das unveräußerliche Recht jedes Menschen zum „Streben nach Glück“.

Östlich der Elbgrenze jedoch (mit Ausnahme Sachsens, das in seinem Kerngebiet eher dem westlichen Modell folgte, sich dann aber um die Herrschaft in Polen erweiterte), wurden die von jeher schwachen Städte vom Landadel un-

---

<sup>9</sup> Vergl.: Heather, Peter: „Der Untergang des römischen Weltreiches“. Heather betont die Kontinuität der kommunalen patrizisch-ständischen Selbstverwaltung in den römischen Städten, die den Sturm der Völkerwanderung weitgehend überdauerten.

<sup>10</sup> Vergl.: Anderson, Perry: „Von der Antike zum Feudalismus“

<sup>11</sup> Vergl.: Anderson, Perry: „Die Entstehung des absolutistischen Staates“

Das doppelbändige Werk von Perry Anderson ist aus meiner Sicht (L.H.) eine der besten zusammenfassenden Darstellungen der europäischen Geschichte von der Antike bis zur Neuzeit.

terdrückt, die Bauern strenger Zucht unterworfen. In Ungarn galt die Fronpflicht „unbegrenzt“, in Polen erreichte sie in der Praxis oft 5 bis 6 Tage die Woche. (Zum Vergleich: In Bayern 4 bis 5 Tage pro Jahr! ) Preußische Grundbesitzer durften Landflüchtige ohne Verfahren aufhängen. Auch in Russland stand Landflucht unter Strafe. Nach den Pestjahren sank die Freiheit der Bauernschaft und der Städte im ganzen Osten Europas unerbittlich herab.

Nach dem 30-jährigen Krieg verschärfte sich die Entwicklung noch, unabhängig davon, ob auch der Adel sich einem absoluten Herrscher beugen musste (wie in Preußen und Russland) oder nicht (wie in Polen). Ostpreußische Junker kontrollierten ihre örtlichen „Gutsbezirke“ mit umfassenden fiskalischen, juristischen, polizeilichen und militärischen Befugnissen. Dort wie in Russland konnten Leibeigene an andere Landbesitzer verkauft werden – was der reinen Sklaverei sehr nahekam. Städte, Stände und Zünfte unterlagen den Kontrollen der Militärverwaltung. Auch nach der Bauernbefreiung (Stein-Hardenbergsche Reform: „Mit dem Martinitage 1810 endet alle Erbuntertänigkeit“) blieb in Ostpreußen die grundherrliche Polizeigewalt noch bis 1871 bestehen. Die Lohnarbeit war bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts durch eine „Gesindeordnung“ geregelt mit Einkerkierungen als Strafe für Streiks und rigiden Einschränkungen der persönlichen Freizügigkeit.

Nicht viel anders war es im großen Habsburger Reich, am schlimmsten jedoch in Polen (das polnische Reich erstreckte sich zeitweilig bis weit nach Litauen und in die heutige Ukraine): Dort erwirkte der Adel das Recht, über Leben und Tod seiner Leibeigenen frei bestimmen zu können.

So blieb die persönliche Freiheit in all diesen Ländern, also vor allem in Mittel- und Osteuropa, über Jahrhunderte ein Traum. Ein Traum, wie ihn vielleicht der

Russe Marc Chagall in seinen Bildern am schönsten eingefangen hat. Aber doch nur ein Traum.

Im Südosten des alten Kontinents wurde 1453 Konstantinopel von den osmanischen Türken überrannt. Schon seit der Trennung des west- und oströmischen Reiches im 3. nachchristlichen Jahrhundert war der europäische Kulturraum politisch geteilt gewesen, verschärft noch durch die Trennung der orthodoxen Kirche von Rom im Jahr 1054. Jetzt war dieser Teil endgültig von der Entwicklung „Europas“ abgeschnitten, die Menschen einer extrem zentralistischen Herrschaft und fremder Religion unterworfen.

In welcher Hinsicht können wir also von einer europäischen oder westlichen Kultur beziehungsweise Zivilisation sprechen?

*Westliche Zivilisation gibt es dort und nur dort, wo freie Individuen mit Neugier und schöpferischer Initiative sich selbst zu verwirklichen trachten. In dieser Definition ist „Europa“ oder „Der Westen“ nicht mit den geographischen Grenzen des Kontinents identisch.*

Vielmehr sind Faschismus und Kommunismus im 20sten Jahrhundert nur die Fortsetzung einer langen Geschichte von Rechtlosigkeit und Knechtschaft insbesondere in den östlicheren Teilen des alten Kontinents. Die bürgerliche Zivilgesellschaft, die in den Niederlanden, England, Frankreich, Oberitalien, der Schweiz, Skandinavien, im Westen Deutschlands und schließlich in den Vereinigten Staaten von Amerika entstand, hatte im Osten und Südosten Europas keine Entsprechung, ebenso wenig in weiten Teilen der iberischen Halbinsel. Und gerade das wiedervereinigte Deutschland ist ein historisch-kulturell gespaltenes Land!

Entsprechend gefährdet - von außen wie von innen - war und ist die Idee der

Freiheit in einer bis an die russische Grenze ausgedehnten Europäischen Union.

„Europa ist die Quelle, die einzige Quelle für Ideen wie individuelle Freiheit, politische Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechte und kulturelle Freiheit. Dies sind europäische Ideen, nicht asiatische, nicht afrikanische, nicht nahöstliche, es sei denn, sie wären übernommen worden“, zitiert Samuel Huntington den früheren US-Außenminister Arthur Schlesinger Jr.<sup>12</sup> . Und Huntington ergänzt: „Diese Ideen machen die westliche Kultur einzigartig, und die westliche Kultur ist wertvoll, nicht weil sie universal wäre, sondern weil sie im Gegenteil wirklich einzigartig ist. Wenn Amerikaner ihre kulturellen Wurzeln suchen, finden sie sie in Europa.<sup>13</sup>“ Dieser Kulturkreis umfasst heute etwa 500 Millionen Menschen. Von insgesamt 7 Milliarden. Und die Bevölkerung der Erde geht auf die zehn Milliarden zu. Mit anderen Worten: diese, unsere Kultur ist in einer verdamnten Minderheit!

Aus dem Blickwinkel der biologischen Evolution bleibt Europa damit ohne Bedeutung. Genetisch entscheidet sich das Gewicht einer Gruppe allein nach dem Gesetz der großen Zahl. Die „Zukunft der Menschheit“ gehört demnach den Chinesen, Indern, Afrikanern und den Menschen aus vielen anderen weniger „entwickelten“ Ländern. In der politischen Perspektive auf das 21. Jahrhundert allerdings lässt sich die „Qualität“ der Individuen in die Waagschale werfen. Eine geringe Geburtenrate muss kein Nachteil sein, wenn die Kinder der neuen Generation jeweils mehr elterliche Zuwendung, bessere Ausbildung und größere Entwicklungschancen erhalten. Es geht dabei um Menschen mit großer geistiger Beweglichkeit, mit einer weiten Spanne sozialer Verhaltensweisen, Toleranz und Weltoffenheit, mit der Fähigkeit zum Leiden und zum Glück. Es geht

---

<sup>12</sup> Huntington, „Kampf der Kulturen, S.513

<sup>13</sup> Ebenda, S.505

um Menschen, die Einsamkeit ertragen und Gesellschaftlichkeit herstellen können. Um *creative* Menschen. Um schöpferische Zerstörer.

Solche Eigenschaften lassen sich kaum *erziehen*. Sie können sich nur *entfalten*. Dieses Potenzial wird in sehr jungen Jahren angelegt. Wie gesagt, in den Familien, auch in den Kindergärten und Grundschulen. Dort wird Deutschland verteidigt. Nicht so sehr am Hindukusch!

Aber: Alles hat seine zwei Seiten. „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das *Gute* schafft.“ So beschreibt Goethe in der Rolle des Mephisto die Funktion des kreativen Zerstörers. Für Menschen mit anderer Kultur *ist* das Kreative das Teuflische. Zum Beispiel für einen Allah und dem Schicksal ergebenen Muslim. Oder für einen weltabgewandten Hindu.

Vor allem aber einen konfuzianisch disziplinierten Asiaten wird es vor uns gruseln!

Spüren wir also einmal nach, warum das so ist.

Als die Europäer Ende des 18./ Anfang des 19. Jahrhunderts näher mit China bekannt werden, bemerkt ein kluger Kopf wie Friedrich Hegel: „*Früh schon sehen wir China zu dem Zustande heranwachsen, in welchem es sich heute befindet: ...jede Veränderung ausgeschlossen, und das Statarische, das ewig wiedererscheint, ersetzt das, was wir Geschichte nennen würden.*<sup>14</sup>“ Zwar besitze China eine weit in die Vergangenheit zurück reichende, an Tatsachen reiche Geschichtsschreibung, so stellt Hegel fest, doch eine geistige Geschichte, eine Fortentwicklung des Denkens und des Bewusstseins, habe dort nicht stattgefunden. Was Hegel und seine Zeitgenossen über das ferne Land wissen, schildert der Philosoph sehr detailliert und fasst schließlich zusammen: „*Die Chine-*

---

<sup>14</sup> Ebenda, S. 182

*sen wissen sich als zu ihrer Familie gehörig und zugleich als Söhne des Staates. In der Familie selbst sind sie keine „Personen“. ... Im Staate sind sie es ebenso wenig; denn es ist darin das patriarchalische Verhältnis vorherrschend, und die Regierung beruht auf der Ausübung der väterlichen Vorsorge des Kaisers, der alles in Ordnung hält. Als hochgeehrte und unwandelbare Grundverhältnisse werden fünf Pflichten angegeben: 1) die des Kaisers und des Volkes gegeneinander, 2) des Vaters und der Kinder, 3) des älteren und jüngeren Bruders, 4) des Mannes und der Frau, 5) des Freundes gegen den Freund. ... Die Pflichten der Familie gelten schlechthin.<sup>15</sup> ... Alle Verhältnisse sind durch .... Normen fest befohlen: die freie Empfindung, der moralische Standpunkt überhaupt ist dadurch gründlich getilgt.“<sup>16</sup> Selbst Karl Marx bezeichnete das Reich der Mitte als „Hort der Erziehung und des Erzkonservatismus.“*

Diese Orientierung an einem Pflichtenkanon, teilweise ergänzt durch weitere, heute absurde Traditionsvorschriften, ist in China, auch in Japan, bis heute stark verbreitet, besonders im privaten Leben der sogenannten „kleinen Leute“. Eine in Deutschland lebende Chinesin hat mir davon lebhaft aus ihrer eigenen Familie berichtet. So sei es für sie selbstverständlich, den Eltern nach China Geld zu überweisen, obwohl diese wohlhabend sind und bereits fünf Häuser besitzen. Ihr deutscher Ehemann habe daher für diese vermeintliche Kindespflicht wenig Verständnis.

Diese Pflichtverständnis geht ideologisch auf die Lehren des Konfuzius zurück, der sie bereits im 6. vorchristlichen Jahrhundert verbreitete. Konfuzius war ein Verwaltungsbeamter, Minister und späterer Wanderprediger. Schon damals betonte diese Lehre Harmonie und Mitte, [Gleichmut](#) und [Gleichgewicht](#)“ als erstrebenswert. Als Ideal galt Konfuzius der „Edle“ (君子 jūnzǐ), ein moralisch guter Mensch. Edel kann der Mensch dann sein, wenn er sich in [Harmonie](#) mit

---

<sup>15</sup> Ebenda, S.189

<sup>16</sup> Ebenda, S.198

dem Weltganzen befindet. Diese Lehre vermischte sich später mit dem rund 1.000 Jahre später nach China vordringenden Buddhismus, der eine geschlossene philosophische Theorie vom Aufbau der Welt darstellt. Danach besteht die Welt nur aus einer Abfolge kleinster Momente, die einen stetigen Fluss des Wandels bewirken. Nichts in der buddhistischen Welt weist auch nur im geringsten irgendeine Beständigkeit auf oder ist von seiner Umwelt abgrenzbar. So etwas wie ein Individuum existiert in dieser Philosophie daher überhaupt nicht. Den neomodischen Freunden des Buddhismus im Westen, die in der Regel stolz auf ihren individuellen Lebensstil sind, ist dieser zentrale Aspekt des Buddhismus in der Regel unbekannt. In China ist der Buddhismus heute weiterhin stark verbreitet: Mit 244 Millionen Anhängern lebte 2010 etwa die Hälfte aller Buddhisten weltweit in China.

In seiner letzten großen Kampagne zur Umerziehung des chinesischen Volkes wollte Mao 1973/74 den Einfluss des konfuzianischen Denkens auf die chinesische Gesellschaft beseitigen, aber er erreichte damit gerade das Gegenteil. Im Jahr 2011 wurde auf dem zentralen Platz des Himmlischen Friedens in Peking, unweit von Maos Mausoleum, ein großes Denkmal des Konfuzius errichtet. Deutlicher kann sich das moderne China nicht zu seinem historischen Erbe bekennen.

*Woher kommt das Harmoniebedürfnis? – Sieht man von einigen städtischen Inseln ab, so bestand Asien bis ins 20. Jahrhundert hinein aus Bauern und vereinzelt auch aus Hirtengesellschaften, denen die schicksalhafte Verkettung zwischen Himmel, Erde und Mensch selbstverständlich war. Eine einzige falsche Note in diesem Dreiklang – und schon herrschte Disharmonie, die von gefährlichen Folgen begleitet sein konnte. Nichts war zufällig in diesem Weltbild ... Dieser Automatismus führte dazu, dass z.B. auch Natur- und Politikkatastrophen miteinander in Zusammenhang gebracht wurden: Eine schlechte Regie-*

*... rung, nahm man an, störte das Gleichgewicht und verursachte damit Naturkatastrophen, wie umgekehrt Naturkatastrophen >>himmlische Zeichen<< für einen sich ankündigenden dynastischen Sturz sein konnten. ... Dieser Zusammenhang wurde ... wieder deutlich, als Meteoritenregen, Überschwemmungen und Erdbeben in Tangshan und Politikkatastrophen mit dem Tod von ... Mao Tse-tung koinzidierten und der traditionelle Ausdruck >>beng<< in seiner Doppelbedeutung >>die Erde zittert<< und >>der Kaiser stirbt<< über Nacht wieder in der Presse auftauchten.“*

...

*In einer so verketteten Welt ...darf nichts dem Zufall überlassen bleiben; daher das reiche Regelwerk von Verhaltensanweisungen für die private und die öffentliche Sphäre. Wer sich nicht daran hält, ruft >>luan<< (Verwirrung, Unordnung) hervor und muss zur Rechenschaft gezogen werden: nicht weil er für eine >>Schuld zu sühnen<< hat (dieser Begriff ist so gut wie unbekannt), sondern weil das Gleichgewicht im Sinne analoger Ordnungen wiederherzustellen ist.“*

Eine andere Eigentümlichkeit der chinesischen Wirtschaftsgeschichte ist hervorzuheben:

In frühen Zeiten herrschte ein der antiken Haussklaverei ähnliches Wirtschaftssystem. Später, ab dem 14. Jahrhundert, wurden Pachtverhältnisse üblich. Ein Pächter mochte ein Stück Land lange bewirtschaften, vielleicht auch über Generationen. Er blieb dennoch nur der Nutzer, nicht der Eigentümer des Landes. Zwar war auch eine Art „Verkauf“ von Grundstücken möglich, doch genau genommen konnte der Pächter immer nur den Pachtvertrag an einen anderen Nutzer übertragen, niemals das Eigentum an einem Grundstück. Dieses Eigentum stand, nur vermittelt über den adligen Grundbesitzer, in letzter Instanz dem Kaiser zu, dem Staat. Somit findet sich in China bis in das 19. Jahrhundert eine Form der *Agrarverhältnisse*, welche die Macht des Staates und der priva-

ten Grundherren so sehr miteinander verschmolzen hat, dass sie beide den unteren Schichten als EINE Macht gegenübertraten. Der Gedanke einer Gewaltenteilung und einer selbstständigen Zivilgesellschaft ist den Chinesen daher historisch fremd, und der am europäischen Beispiel entwickelte Begriff „Feudalismus“ führt in die Irre.

Bis heute gibt es in China im westlichen Sinn kein PRIVATEIGENTUM an Grund und Boden. Wir hören ja häufig von den Vertreibungen, die ganzen Dörfern wiederfahren, weil ein Stausee, eine Wohnsiedlung oder auch nur ein Golfplatz gebaut werden sollen. Entschädigungen werden meist versprochen, oft aber nicht geleistet. Hätten die Bauern EIGENTUM an ihrem Land, so wäre dies in dieser Form überhaupt nicht möglich. Grundbesitz besteht in China nur für eine maximale Pachtdauer von rund 70 Jahren. Nach Ablauf dieser Zeit fällt der Grundbesitz an die lokale Regierung zurück. Die örtlichen Funktionäre der Kommunistischen Partei sind heute in einer ähnlichen Rolle wie die früheren privaten Grundherren: sie üben neben ihrem eigentlichen privaten Amt meist zugleich auch lokale Amtsbefugnisse aus und sind mit Regierungsvollmachten ausgestattet. Für sie konnte die Immobilienspekulation daher zu einer wichtigen Quelle für die Planerfüllung gegenüber den übergeordneten Behörden werden. Gleichzeitig ermöglicht die Verfügungsgewalt über Grund und Boden auch die persönliche Bereicherung. An diesem grundlegenden Systemelement hat sich in der langen Geschichte Chinas also tatsächlich nichts geändert. Und auch in Zukunft soll das nicht geschehen. Selbst in den Reformbeschlüssen der Wirtschaftskonferenz des ZK der KPCh vom November 2013 heißt es im Hinblick auf das Grundeigentum: dass die „Dominanz des Gemeineigentums“ ... „ohne Zögern weiter konsolidiert und entwickelt werden muss.“

Eine etwas andere Entwicklung sehen wir hingegen in Japan: hier bestand zumindest über Jahrhunderte ein Dualismus zwischen dem Kaiser und dem mäch-

tigsten Einzelfürsten, dem Shogun. Freie Bauern, Handwerker und Händler hatte zwar Spielräume zur Selbstorganisation, wurden aber von beiden Machtzentren in ein nahezu indisch anmutendes Kastensystem gedrängt.

Von den Chinesen übernahmen die Japaner allerdings ein außergewöhnliches, höchst perfides System zur Lenkung und Unterdrückung der Bevölkerung. Die Japaner nannten es Lijia, die Chinesen Baojia. Kern war die Einteilung der Bevölkerung jedes Dorfs in zehn Häuser bzw. zehn Familien, die sich gegenseitig zu kontrollieren hatten, um Gehorsamspflichten (Militärdienst, Steuerzahlung, Wasserzuteilung, Kritiklosigkeit) gegen den Staat und den Grundherren zu erfüllen. Die Oberaufsicht über die innere Zehnergruppe wechselte turnusmäßig, während nach oben jeweils mit dem Faktor zehn zu multiplizierende größere Kontrollinstanzen geschaffen wurden. Perfekter kann eine kleine Gruppe von Grundherren und Beamten eine weit größere Bevölkerung wohl kaum in „subalterne“ Verhaltensweisen zwingen! Eine ähnliche und aus dem Baojia herrührende Form der Sozialkontrolle stellt die bis zum heutigen Tage in China und Japan gepflegte Betriebsgemeinschaft dar.

China führt gegenwärtig, wie ihr sicher gehört habt, eine neue Form der totalen sozialen Kontrolle jedes Einzelnen mit den Mitteln modernster Technologie ein. Bevor wir uns darüber aufregen, sollten wir einen kritischen Blick auf unsere westlichen Gesellschaften werfen: In den USA beispielsweise ist es üblich, für den eigenen Nachwuchs gelegentlich einen Babysitter zu engagieren. Weil man sein Kind nur einer vertrauenswürdigen Person anvertrauen mag, besuchen viele Eltern Internetseiten, die über jedermann persönliche Daten speichern und der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die Betreiber der Datenbank sammeln einfach alles, was man irgendwie öffentlich oder halböffentlich über jede beliebige Person erfahren kann, und das sind insbesondere natürlich Ordnungsverstöße.

Ausgehend von ganz unterschiedlichen Seiten können Kulturen also auch zu sehr ähnlichen Entwicklungen kommen, insbesondere unter dem Einfluss neuer Technologien. Lange wurde behauptet, dass eine technische Modernisierung auch die Demokratisierung und Verwestlichung andersartiger Gesellschaften mit sich bringen würde. Kann es aber nicht auch umgekehrt sein?

China erlebt heute einen gewaltigen Aufstieg. Die Chinesen interpretieren diesen Aufstieg als aufsteigende Phase in einem dynastischen Zyklus von je rund 300 Jahren, den sie aus ihrer Geschichte zu kennen glauben. Diese Geschichte kannte viele Höhepunkte und war, bei genauer Betrachtung der Realgeschichte, durchaus von Wandel und Innovation geprägt. Weniger in den sozialen Verhältnissen, stärker in den Aktionen des Zentralstaates. Beispielsweise hätte die gewaltige Flotte des Admirals Zheng He um 1430 bereits ohne weiteres Afrika umsegeln und Portugal entdecken können...

Der große Absturz, den die Chinesen selbst als unfassbare Katastrophe wahrnahmen, erfolgte im 19. Jahrhundert. Ausgangspunkt war eine Bevölkerungsexplosion. ... Die Bauern hungerten, die hungernden Bauern wurden zu Banditen, und die Banditen schwollen zu Armeen an. In weiten Teilen des Landes kam es etwa ab 1800 zu Aufständen bis hin zur sogenannten Taiping-Revolution, die von 1850 bis 1864 wütete. An die 30 Millionen Menschen fielen ihr zum Opfer. Das weite Gebiet des Jangtse-Unterlaufs, das Zentrum der chinesischen Volkswirtschaft, wurde verwüstet, die Kaiserstadt Nanjing dem Erdboden gleichgemacht. Nie zuvor hatte es in der Weltgeschichte einen Bürgerkrieg solchen Ausmaßes gegeben. Die Taiping-Rebellen waren von einem fremden Glauben angefeuert, einer christlichen Endzeitvision. Ihr Anführer hielt sich für den jüngeren Bruder von Jesus. In ihrer Wirkung war die Taiping-Revolution

dem Dreißigjährigen Krieg vergleichbar, der Deutschland in seiner Entwicklung über ein Jahrhundert zurückwarf und dessen Auswirkungen bis in die heutige Zeit reichen. Es war dieses von Überbevölkerung, Hungersnöten und Aufständen geschwächte China, in das ab 1840 die Engländer, Franzosen, Russen, Deutschen, Amerikaner und Japaner vorstießen. So zerbrach in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur der chinesische Staat, sondern auch die für die Chinesen seit jeher so wichtige Harmonie zwischen Himmel und Erde. Die Begegnung mit dem Fremden und den Fremden hatte die Welt aus ihren Angeln gehoben. Dieses Fremde war historisch also ganz real das tatsächliche Böse. Man sollte nicht glauben, dass die Chinesen dies heute vergessen haben.

Offenkundig scheint es doch ein großer zu Fehler zu sein, der chinesischen Gesellschaft die Fähigkeit zur Entwicklung abzusprechen. Wie jedes Land der Welt entwickeln sich auch China oder Japan, aber eben stets auf der Grundlage der bisherigen konkreten Geschichte. Das heißt auch: diese Länder entwickeln sich gerade nicht in unserem europäischen Sinne, und der Gedankenfehler der vermeintlichen Stagnation besteht von Anfang darin, dass man die eigenen Verhältnisse zum Maßstab für alle anderen Völker nimmt. Und es bedeutet: wir haben es politisch gesehen mit einer echten Systemkonkurrenz zu tun. Diese Konkurrenz besteht aber im Falle Chinas nicht in der Ideologie der Kommunistischen Partei. Dies ist eine aus der Fremde angenommene und mehrfach missverstandene Weltsicht. Vielmehr besteht der Unterschied zwischen Asien und dem Westen in der tatsächlichen historisch bedingten Andersartigkeit der gesellschaftlichen Organisation, damit auch des Denkens, der Erziehung und ganz insgesamt der Kultur.

Eines der besten Bücher über „Die Asiaten“ stammt von Oskar Weggel. Dort heißt es:

*„Trotz aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Länder Asiens lässt sich ein pan-asiatisches Durchschnittsverhalten und –denken ausmachen, das sich vom westlichen beträchtlich unterscheidet. Gemeint ist hier die zumindest in der Tradition so selbstverständliche Ganzheitlichkeit, wie sie sich sowohl im Denken als auch im Einzelverhalten und im Gesellschaftsaufbau ausdrückt und wie sie in so bemerkenswertem Gegensatz zur westlichen Differenzierungs- und Aufspaltungstendenz steht. Realgeschichtlich und wirtschaftlich scheint diese Gemeinsamkeit auf die große Bedeutung der Wasserregulierung an den großen asiatischen Flüssen, Jangtse, Mekong, Ganges, zurückzugehen, so wie einst der zentrale ägyptische Pharaonenstaat am Nil entstand. Ideengeschichtlich spielt der Buddhismus eine besondere Rolle.*

*Diese Ganzheitlichkeit liefert, wo sie sich gehalten hat, den Schlüssel für das Verständnis, wo sie aber verloren gegangen ist, die Erklärung für das Unbehagen und die Reizbarkeit vieler Asiaten in der modernen Welt. Ganzheitliche Denk- und Verhaltensweisen sind überall dort zu Hause, wo, wie im traditionellen Asien, ein existenzielles Grundbedürfnis nach Harmonie besteht. Westlichen Gesellschaften ist eine solche Einstellung spätestens seit dem Ende des Mittelalters abhanden gekommen. Vor allem heutzutage neigen sie dazu, Konflikte nicht etwa als störend zu empfinden, sondern sie im Gegenteil als positiv aufbauend zu betrachten, da sie den Fortschritt vorantrieben, zur Selbstbehauptung des Individuums beitrügen und den Pluralismus förderten. Alle diese drei Grundwerte waren dem traditionellen Asien unbekannt. Dort zählte nur die Vergangenheit (mit ihren überlieferten Verhaltensmustern) und nicht die Zukunft, nur das Wir, nicht das Ich und nur die religiös geheiligte und durch Tabus*

*abgesicherte Lehre, nicht dagegen die Einzelmeinung oder gar die >>Originalität<<. A und O allen sozialen Strebens war die Harmonie.“*

Weggel schildert im Folgenden den vielfältigen Geisterglauben Asiens, der auf einem Verständnis beseelter Natur entspricht, wie er u.a. auch der japanischen Nationalreligion, dem Shintoismus, entspricht: *„Man bewegt sich zwischen den >>Animae<< wie in einem Laden, der mit Gläsern und Porzellangefäßen vollgestellt und in dem folglich jede hastige Bewegung zu vermeiden ist ... (Ich) >>erspüre<< aus der Unruhe in meinem Inneren oder aber aus der Aufgeregtheit meiner Umgebung, dass auch die Welt der Geister in Aufregung ist. Fühle ich mich umgekehrt mit mir selbst eins und erlebe ich Harmonie mit meiner Familie, meinen Nachbarn und mit meiner dörflichen Umwelt, so weiß ich, dass auch kein Dämon (und damit keine Naturgewalt) etwas gegen mich im Schilde führt. Dieses von meinen Vorfahren ererbte >>Wissen<< liefert mir die Maxime meines Handelns, die nämlich in dem kategorischen Imperativ besteht, um jeden Preis zu vermeiden, dass Konflikte an die Oberfläche treten. ... Jede Einseitigkeit, wie etwa die Betonung des Verstandes auf Kosten des Gefühls oder einer einzigen menschlichen Charaktereigenschaft auf Kosten einer anderen sind verpönt.... Asiatische Lebensweisheiten ... kreisen fast immer um die >>Mitte<< und das Ganze und sind von einer alles durchdringenden Dialektik bestimmt – nach dem Schema: Kein Glück ohne Unglück. ... Um diese >>Abgeklärtheit<< wird Asien häufig beneidet. ... Gleichzeitig erscheint der Durchschnittsasiate wegen seiner Ausgeglichenheit für den Europäer im allgemeinen als Persönlichkeit nicht besonders interessant.“*

In diesem Rahmen gehe es, insbesondere in den konfuzianisch und Buddgistisch beeinflussten Gesellschaften (China und Japan) um die **„Selbstkultivierung“** des einzelnen.

Dies ist somit die zentrale Maxime, die der Osten der westlichen „**Selbstverwirklichung**“ gegenüberstellt.

Der westliche Imperativ ist eine Aufforderung zu aktivem Handeln, zur kreativen Gestaltung und zum sinnhaften Erleben, die östliche Weisheit eine Maxime der Vorsicht und eine Anleitung auf dem Weg zur Innerlichkeit.

Wie sehr es sich bei der Selbstkultivierung um eine zentrale Kategorie des Asiatischen handelt, zeigt uns der Blick nach Japan. Trotz der –anders als in China - tatsächlich eher „feudalen“ Geschichte – (allenfalls die gewaltsame Öffnung des Landes für ausländische Interessen im 19. Jahrhundert hat Japan mit China gemein) - finden wir in beiden großen ostasiatischen Kulturen ganz ähnliche Denkmuster. Die feudale Tradition hat in Japan Gefolgschaftsverhältnisse konserviert (Oyabun/Kobun), die den konfuzianischen Idealen durchaus entsprechen. Doch vor allem Sprache und Schrift, die grundlegenden Werkzeuge für das Denken, weisen enorme Parallelen auf. In dieser Struktur von Sprache und Denken werden *„unter Realität die Beziehungen verstanden, in denen die Phänomene stehen.“*... *„(Wir haben es) mit einer Struktur des Zwischen zu tun. Wenn die Erscheinungen in ein Netz von Beziehungen eingehen, verlieren sie ihren Charakter als Einzelding. Ihren Sinn erhalten die Erscheinungen erst aus dem Netz der Beziehungen, in das sie eingespannt sind. Dieser Sinn kann nur außerhalb des Bewußtseins liegen, wir können ihm nur durch das Unbewußte begegnen, ...dort ...wo im Inneren des Subjekts Zeichen entstehen, die es nicht mit Bewußtsein hervorgebracht hat. Sie würden dann mit den sinnlichen Erscheinungen darin übereinstimmen, Äußerungen der Natur zu sein.“*

Diese Struktur des Zwischen bildet die japanische Sprache nach als Struktur der

sozialen Beziehung zwischen den Sprechenden und sie erlaubt besonders jene Erkenntnisse auszudrücken, die dem Mahayana-Buddhismus entsprechen, „die Lehre von der gegenseitigen Beziehung und Durchdringung, auf Japanisch >>Engi<<“. Franziska Ehmcke erläutert (Gesellschaft und Individuum in Japan“, Japan Lesebuch II, a.a.O., S.262 ff): *„Diese Lehre wird besonders in der Kegon-Schule betont, die sich um das 5./6. nachchristliche Jahrhundert in China herausbildete und im 8. Jahrhundert nach Japan kam. In dem Sutra, auf das sich diese Schule stützt und von dem sie auch ihren Namen ableitet, dem >>Kegonkyo<< ... heißt es: Alles im Kosmos steht in Bezug zueinander, alle Wesen existieren gegenseitig abhängig voneinander. ... Das wird in dem berühmten Bild von >>Indras Netz<< ausgedrückt: Indras Netz ist ein unermesslich großes Netz, das an jedem Verbindungspunkt der Fäden einen reflektierenden Edelstein enthält, der alle ihm benachbarten Edelsteine widerspiegelt, die ihrerseits andere widerspiegeln, so dass jeder Edelstein die unzähligen Edelsteine des ganzen Universums reflektiert.“*

Der Autor erlaubt sich den Hinweis, dass diese frühe Beschreibung in erstaunlicher Weise dem modernen Bild des menschlichen Gehirns mit seinen Synapsen und vielfältigen Verschaltungen ähnelt.

Das MIT's McGovern Institute for Brain Research erstellte 2009 eine Studie über die Denkmuster von Asiaten und Amerikanern. Gemessen wurde die Gehirnaktivität für „schwere Aufgaben“. Ergebnis: Amerikanern fallen absolute Urteile leichter, Chinesen die relative Urteile. Der Amerikaner würde also sagen: Diese Fläche dort ist weiß, jene andere Fläche daneben schwarz.“ Chinesen und Japaner würden sagen. „Die Fläche dort rechts von mir ist heller als die Fläche zu meiner Linken.“ Kulturelle Prägungen beeinflussen also das Gehirn *unmittelbar* als die Weise bestimmend, in der wir die Welt sehen.

Doch in der buddhistischen Vorstellung ist das Netz, so Ehmcke *„ein Sinnbild des Kosmos ... Alles im Universum ist wechselseitig bedingt, wechselseitig abhängig und wechselseitig hervorbringend. Diese Lehre ... akzeptiert folglich kein einzelnes Wesen, dass völlig unabhängig von allen anderen existieren könnte.“*

Der Japaner Kitaro Nishida (1870 bis 1945) ist einer der wenigen Asiaten, die in Anlehnung an das westliche Denken einen systemischen Denkentwurf vorgelegt haben. Er gilt im Westen als der Begründer der modernen japanischen Philosophie. Nishida hat sich sowohl mit der Praxis des Zen als auch mit dem Christentum intensiv auseinandergesetzt. In seinem Werk *„Über das Gute – Eine Philosophie der reinen Erfahrung“* Original: (*„Zen no Kenkyo“*, 1911; erstmals in deutscher Übersetzung Insel Verlag, Frankfurt a.M. und Leipzig, 2001) versucht er eine Synthese westlichen und östlichen Denkens. Das Ergebnis bleibt jedoch eindeutig ein sehr „östliches“ Verständnis der Welt: S.183, Kapitel: Das Ziel des Guten Verhaltens: *„Der Staat ist die bisher gewaltigste Manifestation eines einheitlichen kollektiven Bewusstseins. Aber der Ausdruck unserer Persönlichkeit kann hier nicht haltmachen. Ihr Ehrgeiz ist größer: er zielt auf den Zusammenschluss einer Menschheitsgesellschaft, jenseits aller Unterschiede. ... Wahrer Universalismus bedeutet jedoch auch nicht, dass die einzelnen Staaten verschwinden, sondern dass sie stark werden, ihre besonderen Eigenarten entwickeln und ihren Beitrag zur Weltgeschichte leisten.“* Über das Das vollkommene Verhalten heißt es: *„Wer auch nur einen Rest von Glauben an das eigene Selbst in sich trägt, ist noch nicht erfüllt von dem Geist der wahren Religion.“*(S.191)

Hier scheint eine selbstbewusste neue Seite des erstarkenden Asiens auf, die eine Legitimation für eine künftig dominante Rolle des Asiatischen in der Welt begründet. Das Fremde ist Selbstisch, es verweigert die Vereinigung mit dem

Kosmischen oder hat sie einfach noch nicht gefunden. Es hat somit ein schlechtes Xinxing (ein unreines Herz) und es verursacht „Luan“, es stört den kosmischen Frieden und bringt Unordnung in die Welt.

Als Teil der universellen Natur ist das Fremde belehrbar, es kann zum wahren Selbst des Universellen zurückfinden. Von daher erlebt die westliche Moderne eine wahre Flut asiatischer Missionstätigkeit, die in Amerika und Europa das Denken des „New Age“ hervorgebracht hat. Auch die junge Falun Gong Bewegung ist bereits mit „Übungsgruppen“ in über 50 Ländern vertreten.

Im Westen wissen wir jedoch als Spruchweisheit, was mit dem Unbelehrbaren geschieht: „Wer nicht hören will, muss fühlen...“. Unter Mao haben die Chinesen gelernt, dass die Gegensätze in der Welt nicht immer eine harmonische Verbindung eingehen, und dass letztlich „die Macht aus den Gewehrläufen kommt“.

Der Asienkenner Oskar Weggel sieht in China *„heutzutage weder eine sozialistische noch eine kapitalistische Gesellschaft, sondern eine Übergangsgesellschaft auf dem Weg zum „Metakonfuzianismus“; mit diesem Begriff ist nicht der Konfuzianismus der Großen Tradition und des Mandarinats gemeint, sondern ... der Konfuzianismus der kleinen Leute, dem die maoistische Revolution nicht das geringste anhaben konnte und der in allen sinisierten Ländern , d.h. in Japan, Vietnam, Taiwan, Hongkong und Singapur folgende gemeinsame Elemente aufweist:*

- Einordnungsbereitschaft ...
- Hierarchie ...Egalitarismus und Gleichberechtigung gelten insgeheim als „unnormal“.
- Dies ist auch mit dem Blick der Asiaten auf ihre Stellung in der Welt der Fall:

>>Wir<< (China oder >>Japan<<) sind entweder die Nummer 1 oder wir rangieren unter >>ferner liefern<<. ...

- Vorrang der Erziehung und des Lernens ...

- Ordnung: Es gibt nicht Hassenswerteres als Luan. Luan bedeutet „die kosmische Harmonie stören, Unordnung schaffen. Wenn es im asiatischen Denken überhaupt einen Begriff gibt, der der europäischen Vorstellung des „Bösen“ entsprechen könnte, so ist es „Luan“.

Es gibt nur eine(!) richtige Lehre von Staat und Gesellschaft ...

- Dualismus zwischen Danwei- und Transdanwei (Zugehörigkeit des einzelnen zu einer dörflichen oder zu einer Fabrikgemeinschaft mit gleichzeitig zentralistischer Steuerung; der Autor) ...

- Wirtschaftstugenden: Leistung, Sparsamkeit ...

- Bürokratie... und das Baobian, also die je nach politischer Wetterlage erfolgende Umwertung von Freund und Feind im Stil geschichtsschreiberischer Schwarzweißmalerei. ...“

Historisch gesehen entwickelt sich in Ostasien gegenwärtig eine ganz neue Gesellschaftsform, sozusagen mit einer japanischen und einer chinesischen Spielart. Aber auch die westlichen Industriestaaten befinden sich in einer Umwälzung, nämlich auf dem Weg zu Wissensgesellschaften, in denen „Kreativität“ die wichtigste Währung ist.

Natürlich stimmt es: China und Japan sind heute noch Rivalen. Sie streiten sich um Inselgruppen im Pazifik und ringen um dieselbe Einflussphäre.

Beide Staaten verbindet heute dasselbe ökonomische Modell, große Exportüberschüsse vor allem in Richtung der USA und große Devisenreserven (China

ca. 3,5, Japan ca. 1,3, Billionen USD), die auf Dauer zu Konflikten mit den USA führen müssen.

Dabei kann die vergleichbare ökonomische und geostrategische Interessenlage zu sich zuspitzender Gegnerschaft führen. Dann dürften die historischen Ressentiments zwischen beiden Völkern wiederbelebt werden. Beide Länder würden sich dann sicherlich um die Unterstützung der „fernen Barbaren“ bemühen. In einer solchen Konstellation könnten sich die USA und Europa am Ende auf verschiedenen Seiten wiederfinden. Der Wettbewerb um Bündnispartner würde auch Russland und Indien einschließen, worum sich sowohl Japan als auch China heute schon gleichermaßen bemühen. Man müsste mit schnell wechselnden Allianzen rechnen und einem Machtspiel, das Politiker vom Format eines Otto von Bismarck erfordern würde. Der riet zu seiner Zeit, ein Land solle immer eine Großmacht mehr zum Partner haben als der konkurrierende Block.

Beide Länder, China und Japan, könnten aber auch zur Erkenntnis gemeinsamer Interessen gelangen. Schließlich sind beide Staaten durch die Anwesenheit der US Navy in ihrer Region politisch extrem erpressbar. Der wunde Punkt ist vor allem die Straße von Malakka, die jährlich von rund 50.000 Schiffen passiert wird. Dazu gehören vor allem die Öltanker aus dem Nahen Osten und die Containerschiffe von und nach Europa. Dauerhaft können sich souveräne Staaten eigentlich nicht damit abfinden, dass ihre wirtschaftliche Lebensader von einer fremden Macht entweder geschützt oder bedroht wird. Parallel zu einer verstärkten innerasiatischen Wirtschaftsintegration könnte sich eine Frontstellung zunächst gegen die USA, dann gegen den Westen überhaupt ergeben. In einer solchen Konstellation dürfte sich auch die ideologische Rivalität verstärken. Asiatische Werte würden gegen westliche Werte ins Feld geführt werden und

darum wetteifern, welcher Zivilisation das Erbe und die Zukunft der Menschheit zusteht. Südkorea sieht sich heute schon als Vermittler zwischen China und Japan und hat die wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit der drei großen ostasiatischen Volkswirtschaften als klares Ziel formuliert.

Die enge Handelsverflechtung zwischen China und Japan als Exportnationen einerseits und den USA als Importeur ihrer Waren andererseits hat sich seit der Finanzkrise 2008 nicht verändert. Das US-Handelsbilanzdefizit gegenüber China hat sogar noch zugenommen. Das garantiert gegenwärtig Stabilität. Im Blick auf die Zukunft verschärft sich jedoch das Konfliktpotential.

Wir sollten uns daher auf eine Reihe von künftigen geopolitischen Szenarien vorbereiten und ihre Konsequenzen vorausdenken. Vom eingangs bereits kurz zitierten Sun Tzu ist zu lernen:

„To fight and conquer in all your battles is not supreme excellence; supreme excellence consists in breaking the enemies resistance without fighting.“ (S.15)

„The general who wins a battle makes many calculations in his temple before battle is fought: The general who loses a battle makes but few calculations beforehand. Thus do many calculations lead to victory, and few calculations to defeat, how much more no calculation at all!

It is by attention to this point that I can foresee who is likely to win or to loose“ (S.11; Chapter I Laying Plans“)

Die Annahme eines Europa betreffenden Konflikts, der einen Anlass im asiatischen Raum hat, erscheint gegenwärtig noch „weit hergeholt“.

Doch aus unbestreitbaren ökonomischen Fakten lässt sich eine Vorhersage ableiten: das 21. Jahrhundert wird das pazifische Jahrhundert. Erstmals hat der Handel zwischen den Pazifik-Anrainern mit dem Handel der Atlantik-Anrainer gleichgezogen und dürfte ihn bald überholen. Auch der Gütertausch mit Europa und die Warenströme der Rohstoffversorgung geraten zunehmend in den Sog Asiens. Die Frage der Kontrolle der Seewege im Pazifik und im indischen Ozean ist zur bedeutendsten geostrategischen Herausforderung geworden<sup>17</sup>. Die Welt blickt nach Asien...

Dort begegnet uns eben Sun Tzu, ein chinesischer General, Philosoph und Militärtheoretiker. Er lebte um 500 v. u. Z.; der Einfluss seines Werkes „Die Kunst der Krieges“ steht Clausewitz keinesfalls nach, eher wird „Vom Kriege“ von der „Kunst des Krieges“ sogar überstrahlt. Ich habe mich daher sehr gewundert von Herrn Oberstleutnant i. G. Sascha Zwick zu hören, dass Sun Tzu an der Führungsakademie der Bundeswehr nur in kleinen Spezialseminaren behandelt werde.

In den USA ist dies anders: „Amerikas Asien-Konflikte mit Japan, Nord-Korea und Nord-Vietnam brachten Sun Tzu die Aufmerksamkeit amerikanischer Militärführer ein: Die Heeresführung (Department of the Army) vertreten durch die Führungsakademie des Heeres (United States Army Command and General Staff School), hat alle Einheiten angewiesen, in den Bibliotheken Ihrer Führungsstäbe Exemplare der „Kunst der Krieges“ vorzuhalten, und Offiziere sind verpflichtet, kleine Präsentationen über ihre Studien vor anderen Offizieren vorzutragen. Sun Tzu's <Kunst des Krieges> ist auch für das Marine-Corps als Pflichtlektüre verzeichnet.“<sup>18</sup>

Eine sehr anschauliche, visuelle Darstellung der „Kunst des Krieges“ mit militärischen Beispielen aus jüngerer Zeit bietet ein auf You Tube aufrufbares Video.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> Vergl. Friedman, „The Next 100 Years“, S. 44: „the single most important fact in the world: the United States control all of the oceans. No other power in history has been able to do this. And that control is not only the foundation of America's security but also the foundation of its ability to shape the international system. No one goes anywhere on the seas if the United States doesn't approve. At the end of the day, maintaining its control of the world's oceans is the single most important goal for the United States geopolitically.“

<sup>18</sup> Wikipedia: „Sun Tzu“: „America's Asian conflicts against [Japan](#), [North Korea](#), and [North Vietnam](#) brought Sun Tzu to the attention of American military leaders. The [Department of the Army](#) in the [United States](#), through its [Command and General Staff College](#), has directed all units to maintain libraries within their respective headquarters for the continuing education of personnel in the art of war. *The Art of War* is mentioned as an example of works to be maintained at each facility, and staff duty officers are obliged to prepare short papers for presentation to other officers on their readings.<sup>[27]</sup> Similarly, Sun Tzu's *Art of War* is listed on the [Marine Corps](#).

<sup>19</sup> Vergl. You Tube: „The Art of War Sun Tzu Full documentary“

Wie ernst etwa die Chinesen die Lehren des Sun Tzu heute noch nehmen und wie sehr dessen Strategeme Teil des kulturellen Erbes sind, wurde im Jahr 2006 deutlich, als Chinas Staatspräsident Hu Jintao in die USA reiste. Als Gastgeschenk überreichte er Präsident George W. Bush (Junior) eine zweibändige seidenbestickte Prachtausgabe der „Kunst des Krieges“- in englischer und chinesischer Sprache<sup>20</sup>. Die Doppeldeutigkeit dieses Präsensts ist unverkennbar: einerseits eine ausgestreckte Hand: „Schau, so denken wir, verstehe bitte unsere Art der Konfliktlösung, damit es nicht aus Unverständnis füreinander zu Feindseligkeiten kommt.“; und andererseits eine Drohung: „Unterschätze uns nicht! Wir befolgen schon seit 2500 Jahren eine überlegene, erprobte Kampfesweise.“

Die wichtigste Lehre des Sun Tzu lautet, wie bereits erwähnt:

„Wenn du dich selbst kennst, und wenn du deinen Gegner kennst, so wirst du aus hundert Schlachten stets siegreich hervorgehen.“<sup>21</sup>

Mit der Selbsterkenntnis ist es nun aber eine schwierige Angelegenheit, da sich alle Gesellschaften stets in einem fließenden Prozess des Wandels befinden. Zudem gibt es auch nirgendwo eine einheitliche Gesellschaft, sondern immer verschiedene soziale Gruppen, die um Einfluss ringen und ihre Lebensweise und Wertvorstellungen zu herrschenden Werten machen wollen. Innerhalb einer Gesellschaft wird der Kulturkampf daher schnell zum Klassenkampf, beziehungsweise es wird der Klassenkampf zunächst als Kulturkampf ausgetragen. Angesichts rasanter sozialer Veränderungen besteht aus meiner Sicht daher inzwischen die berechtigte Sorge vor einem Bürgerkrieg in der westlichen Gesellschaft.

In weltpolitischer Perspektive und der Abgrenzung zu Asien ist „Europa“ bzw. die „Europäische Union“ – so zerstritten diese Union gleichwohl noch ist -

---

<sup>20</sup> Vergl. SPIEGEL-ONLINE: „Hu will Bush ... überraschen“

<sup>21</sup> Sun Tzu: „The Art of War“, S.18 (Chapter III, „The Sheathed Sword“)

inzwischen als Idee heute schon „zu klein“ gedacht. Dieses Europa entwickelt sich aus seiner ökonomischen Wettbewerbsschwäche heraus immer mehr zu einem Hort für monopolistischen Protektionismus. Wenn wir Asien und den Westen als geschichtlich gewachsenes Gegensatzpaar erkennen, dann müssen wir den transatlantischen Gedanken trotz des schwierigen Verhältnisses zur gegenwärtigen Administration mit neuem Leben erfüllen und das – zugegeben noch sehr ferne - Ideal der „Vereinigten Staaten von Europa und Amerika“ ins Auge fassen.

\*\*\*